

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 231.

Donnerstag, 3. Oktober.

1929.

(6. Fortsetzung.)

### Wettlauf um Ellinor.

Roman von Senta Kessel.

(Nachdruck verboten.)

Der Reporter Jules Smith sah hinter einer Palmengruppe verborgen und ließ Ellinors Tisch nicht aus den Augen.

Smith war einer von den Menschen, der, selbst unfruchtbar, sich von jeher auf fremde Ideen gestürzt hatte, um sich daran zu erwärmen, sich zu entflammen und sich über die eigene Dumpsheit und Leere hinwegzutäuschen.

Er wußte, das Leben war heiß und schnell, wahnfinnig und mörderisch, er wußte, Tausende warfen es weg, weil sie nicht damit fertig werden konnten.

Er aber wollte Leben. Er wollte sich nicht herausdrängen lassen aus der Gruppe derer, von der die Welt sprach.

Erst heute abend wieder, in der Metropolitan Opera, als er die upper five hundreds in ihren Logen hatte sitzen sehen, hatte der Ehrgeiz ihn wieder angefallen wie ein wildes Tier. Er kannte die Menschen, er kannte dieses Heer von Zeitungslesern, die sich dreimal täglich ihre Seele mit den Schicksalen unbekannter Menschen heizten. Er wußte, nur wenige Auserwählte konnten sich den Luxus leisten, selbst etwas zu erleben. Fast allen fehlte Geld, Zeit und Mut, das Leben ließ ihnen nichts. Sie wurden fortgerissen vom tausenden Schwungrad der Zeit und wer nicht aufpaßte, der wurde an die Wand gedrückt und totgequetscht, wer den Atem verlor, der stürzte ab und blieb zerschmettert liegen und keiner drehte sich nach ihm um. Mitgefühl war Luxus geworden, denn keiner hatte Zeit, Geld und Mut, sich um den anderen zu kümmern. Eine neue Melodie ging jetzt durch die Welt, eine tolle, wilde Melodie, man konnte schon beinahe sagen, ein Gassenhauer.

Und Jules Smith wußte, daß nur der rücksichtslose Mensch vorwärts kam.

Er stammte aus ganz kleinen Verhältnissen. Seine Mutter hatte ihn eines Tages in einer finsternen Vorstadtstraße New Yorks geboren. Seinen Vater kannte er nicht, seine Mutter wußte nicht, wie der hieß. Er wuchs auf, wie tausend Kinder aufwachsen, deren Väter man nicht kennt und deren Mütter Arbeiterinnen sind.

Aber Jules Smith kannte nur einen Plan: Vorwärts! Er lebte elender als ein Hund. Er aß, was ihm in die Finger kam.

Und eines Tages war er einer von den tausend Zeitungsjungen, die an den Abenden die Namen ihrer Blätter in die Luft bellten.

Keiner konnte den schmalen blassen Jungen mit den stets hungrigen Augen leiden, aber keiner verschloß sich auch vor der Lichtigkeit dieses Bengels, der die frechste Schnauze New Yorks sein eigen nannte.

Abend für Abend starrte er zu den hellerleuchteten Fenstern der Zeitungspaläste hinauf und er wußte, daß der Tag kommen müsse, wo auch er da oben sitzen würde und vom Redaktionstisch aus die Welt regieren würde.

In seinen freien Stunden lernte er, was das Hirn nur aufnehmen konnte. Er stürzte sich auf fremde Sprachen und saugte die Vokabeln auf, wie ein Löffelblatt die Tinte.

Sein Ehrgeiz schüttelte ihn. Seine tollen Wünsche hielten ihn wach, wenn ihm im grauen Morgendämmer die Augen zufallen wollten.

Er kannte keine Pause, keine Erholung, keine Liebe.

lei und keinen Schlaf. Er scharrte die paar verdienten Cents zusammen und legte sie nutzbringend an.

Keine Demütigung und Züchtigung des Lebens konnte ihn mürbe machen. Er schluckte sie herunter und dachte an die Zukunft. Er schlief in einer elenden Barade mit drei Pennbrüdern zusammen. Im Winter froren ihm die Hände steif, sodaß er kaum seine Zeitungen halten konnte.

Und eines Tages hatte er es geschafft. Er sprach fließend französisch und deutsch.

Er kaufte sich einen neuen Anzug und neue Schuhe, band sich einen sauberen Kragen um, und ging zum Chefredakteur des „Herald“, stellte sich vor und hatte das Glück, angenommen zu werden, denn der alte Zeitungsmann hatte auf den ersten Blick gesehen, daß in dem Burschen eine Vitalität steckte, die man nutzbringend verwenden konnte.

Endlich konnte Jules Smith frei atmen.

Und der junge Reporter schufte, daß ihm das Blut in den Ohren sauste.

Er wußte, keiner konnte ihn leiden. Er war auch jetzt noch hysterisch sparsam, er gab nie einen Penny Trinkgeld, er hatte den Mut, die frechste Anspielung eines Kellners zu übergehen. Er hatte nur eine Leidenschaft: Geld zu verdienen.

Er schikanierte seine Leute genau so, wie man ihn einst getreten hatte, er kämpfte gegen den Strudel, um hoch zu kommen.

Aber das Hochkommen war verdammt schwer, die Zeiten, wo man in Amerika aus nichts Millionenvermögen machte, waren längst vorüber.

Doch Smith wußte, daß augenblicklich eine große Chance sich bot, mit einem Schlag 100 000 Dollar zu verdienen.

Ellinor!

An dem Tag, als man ihm im Gebäude der „Evening Review“ die Tür gewiesen hatte, da hatte es sich in ihm festgesetzt wie ein glühender Stein: Nur ich werde Ellinor finden. Und an dem Tag, als jeder Quadratfuß New Yorks von Ellinors Bild bedeckt war, da hatte auch er es verstanden, von sich reden zu machen. Er hatte einen wahren Feldzugsplan ausgearbeitet, aber er weichte niemand in seine Pläne ein. Er sah, wie die Menschen sich Ellinors wegen heiße Köpfe redeten, er sah die Parteien, die für und wider waren: „Bluff, Bluff, the greatest Bluff of the world“, schrien die einen. Die andern aber verteidigten ihren Standpunkt und schrien, daß sie die anderen übertrumpften: „Nonsense, kein Bluff, Mac Stanley weiß, was er will und Ellinor wird uns 100 000 Dollar schenken!“

Es lag haarsträubend auf der Hand: Diese Spekulation des alten Stanley war die grandioseste Zeitungsreflexe aller Zeiten. Und Smith wußte, daß Stanley schon Tausende an der Sache verdient hatte, weil die Auflage der „Evening Review“ um das Zehnfache gestiegen war.

Smith sah ganz allein an seinem Tisch und saugte durch einen Strohhalm Zitronenlimonade. Er freute sich, daß er endlich einmal einen Augenblick ruhig sitzen konnte, denn diese letzten zehn Tage war er kaum einen Moment zur Ruhe gekommen, diese Ellinor hatte es einem verdammt schwer gemacht, sie zu finden.

Er hatte New York kreuz und quer durchstreift, war



in allen Luxushotels gewesen, hatte die finstersten Kaskemmen besucht, ohne eine Spur zu finden.

Er hatte das eine Hausmädchen der Stanleys in Philadelphia, wo Stanleys ihren Wohnsitz hatten, be-  
stochen, ihm die Namen der Bekannten zu verraten, wo  
Stanleys in New York verkehrten. Und an Hand  
dieser Namen hatte er unter irgend einem Vorwand  
diese Leute aufgesucht, ohne den geringsten Erfolg.

Er war Untergrundbahn gefahren so oft, wie noch  
nie in seinem Leben, hatte sich stundenlang an den  
Brennpunkten des Verkehrs aufgebaut und jedes Auto  
beobachtet.

An dem Tag, als angekündigt worden war, daß  
Ellinor im Lafayette Einkäufe machen würde, da war  
er der Erste, der dort war und er war der Letzte, der  
Abends das Haus verließ. Immer war es erfolglos ge-  
wesen. Aber nun ist seine Stunde gekommen. Da  
drüben sitzt Ellinor, greifbar nahe, er braucht bloß hin-  
zugehen und zu sagen:

„Hallo, Ellinor Stanley, wo find die 100 000  
Dollar?“

Er weiß selber nicht, warum er es nicht tut, er weiß  
selber nicht, warum er hier auf dem Sessel sitzen bleibt,  
und Zitronenlimonade durch einen Strohhalm saugt.  
Er weiß nichts, er hat nur das Gefühl einer unend-  
lichen Ruhe. Wieder nimmt er gierig einen Schluck.  
Nur durch einen Zufall hat er Ellinor heute Abend ent-  
deckt. Jedes ankommende Auto vor der Metropolitan  
Opera hatte er beobachtet, denn er wußte ja, daß Ell-  
nor kommen würde. Der Regen hatte ihn bis auf die  
Haut durchnäßt, geduldig war er stehen geblieben, was  
machte ihm ein bißchen Regen? Er hatte schon ganz  
andere Sachen erlebt. Er dachte nur an seine erste  
Reportage, da hatte man ihn stundenlang im Schnee-  
gestöber herumgekehrt, und damals hatte er nicht die  
Aussicht auf ein Riesenvermögen. Er hatte an dem  
Abend schon fast die Hoffnung aufgegeben, keine der  
ankommenden Damen war Ellinor gewesen, er hatte ein  
scharfes Auge. Dann war auf einmal ein junger  
Mann aus dem Auto gestiegen. Nun, das war nichts  
besonderes, es waren viele junge Männer im Auto  
gekommen, aber dieser junge Mann hatte mit einer so  
unnachahmlichen Gebärde den Frackmantel zusamen-  
gefaßt, wie es eben doch nur eine Frau tun konnte, und  
als dieser junge Mann dann noch mindestens zehn Mi-  
nuten lang vor dem Garderobespiegel gestanden hatte,  
da stand es für Jules Smith fest, daß das nur eine ver-  
kleidete Frau sein konnte.

Und im Laufe des Abends war ihm die Gewißheit  
seiner Annahme klar geworden und er hatte sich dem  
schönen jungen Mann an die Fersen geheftet und ließ  
ihn nicht aus den Augen.

Ellinor bestellte, was die kleine Mabel Beers wollte.  
Sie war allmählich in eine Stimmung geraten, wo ihr  
alles gleich war. Sie freute sich über das Abenteuer  
mit der niedlichen kleinen Frau, die so entzückend plau-  
bern konnte.

Keinen Moment lang kam sie auf die Idee, daß  
irgendeiner sie nicht für Arzel Johnson halten konnte, sie  
ahnte nichts von dem ehrgeizigen Reporter Jules  
Smith, der zwei Tische von ihr entfernt saß.

Die Musik intonierte den neuesten Schlager.

„Ah Jonny, my boy  
Dear Jonny, my boy . . .“

Mabel summte die Melodie leise mit. Dann reckte sie  
die Arme weit und fragte:

„Bin ich schön, Mr. Johnson?“

„Sehr schön, kleine Mabel!“

„Könnten Sie sich in mich verlieben?“

Ellinor lächelte.

„Ich bin schon in Sie verliebt, kleine Mabel!“

„Das ist ja herrlich, dann ist ja alles in Ordnung!“

Ellinor bot Mabel eine Zigarette an. Mabel griff  
nach dem Etui:

„Donnerwetter, das ist aber hübsch, nur — eigentlich,  
ist das doch ein Damenetui.“

Ellinor wurde einen kleinen Moment verlegen.  
Daran hatte sie natürlich nicht gedacht, aber sie sagte  
sich schnell.

„Ja, das Etui habe ich auch von einer Frau, die mit  
sehr nahe stand, geschenkt bekommen“, log sie.

Mabel bewunderte die feine Arbeit des goldenen  
Etuis.

„Sie müssen sehr reiche Freundinnen haben, deary!“

„Na ja . . .“ Ellinor tat furchtbar überlegen.  
Plötzlich packte sie der Übermut, die flirrenden Lichter  
und der Trubel taten ihre Wirkung.

„Mabel, wollen wir beide nicht die Ellinor finden,  
dann machen wir uns von den 100 000 Dollar eine ver-  
gnügte Woche!“

Aber Mabel hatte nicht viel Lust, sich mit diesem  
Problem zu befassen, ihr war ein Mr. Johnson in der  
Hand sicherer als eine millionenschwere Ellinor auf dem  
Dach. „Und dann, ich glaube, die ganze Sache ist ein  
Schwindel, neulich haben wir noch in einer Gesellschaft  
darüber gesprochen, es gab eine heftige Diskussion, die  
meisten erklärten diese Ellinor für komplett verrückt,  
Ethel Randor sagte sogar, sie sei eine raffinierte Hoch-  
staplerin und beinahe hat es dann einen Krach gegeben,  
denn George Wellton . . .“

Ellinor fühlte, wie ihr alles Blut zum Herzen schoß.

„Wer?“, fragte sie heiser.

„Nun ja, George Wellton, der schöne George, der  
nahm auf einmal in einer Art und Weise Partei für  
diese Ellinor, daß es schon beinahe lächerlich war, er be-  
hauptete, Ellinor sei die schönste, klügste und liebste  
Frau, die man sich denken könne und er fände es sehr  
unfein, eine Lady zu beleidigen, die nicht anwesend sei,  
ach, er verhimmelte diese Ellinor so, daß es mir lang-  
weilig wurde zuzuhören, aber was haben Sie denn,  
Mr. Johnson, Sie sehen ja auf einmal aus, als hätte  
man Ihnen eben auf einem Präsentierbrett alle Selig-  
keiten der Welt serviert?“

Ellinor schwindelte es. Also George liebte sie doch,  
denn sonst hätte er sie doch nicht so verteidigt.

Plötzlich griff sie nach Mabels Hand und küßte sie  
voll Dankbarkeit.

„Mabel, Sie sind das süßeste Geschöpf, was es gibt.  
Kommen Sie, wir gehen jetzt in den Spielsaal, da  
dürfen Sie so viel Geld verpielen, wie es Ihnen Spaß  
macht!“

Die kleine Frau jauchzte auf:

„Arzel Johnson, Sie sind ein Goldjunge!“

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der Gerichtschonik von Ritzbüttel.

(Was vor hundert Jahren noch möglich war.)

Von Karl Alexander Bruns.

Unter der Amtmannschaft des trefflichen Senators  
Abendroth sollten in Ritzbüttel im Sommer 1829 zwei arme  
Sünder hingerichtet werden, Mitglieder einer Räuberbande  
aus der Nachbarschaft. Da es in Ritzbüttel nur einen Ab-  
becker gab, wurde, wie gebräuchlich, der hamburgische Schar-  
richter Hennings mit seinen Knechten angefordert, und am  
Vorabend des großen Tages trafen die gefürchteten, dennoch  
mit angenehmem Grauen angefaßten Gäste ein.

Einer der Henkersknechte war ins benachbarte Cuxhaven  
gegangen, hatte sich das Meer besehen, war dann von der  
Salzlust durstig geworden und in eins der vielen Wirt-  
shäuser getreten, wo er — da er sich von niemand erkannt  
sah — fröhlich zu kniepen begann. Sein Gegenüber am Tisch,  
ein junger, vielleicht etwas angetrunkenen Bauernbursch aus  
der Gegend, fand Gefallen an dem kräftigen Mann. Harmlos  
rückte er ihm näher und näher, während der Hamburger,  
seinerseits erfreut über die ihm so ungewohnte, rein mensch-  
liche Berührung mit einem ehrlichen Manne, seinen Wein  
aufzufrischen ließ und den Bauernburschen einlud, mit ihm zu  
trinken. Der tat's, tat das Unerhörte und trank mit einem  
Henkersknecht! Wie zum drittenmal die Gläser unter Gebe-  
höch und Bruderdu aneinander klangen, da traten neue Gäste  
ein, die den Fremden erkannten. Dumpfes Gemurmel erhob  
sich. Der, dem es galt, verstand dergleichen schon, er legte  
sein Geld auf den Tisch und verschwand.

Nun fiel alles über den Bauernburschen her, der erst  
ganz verdutzt da stand und, nachdem er begriffen, in grenzen-  
loser Bestürzung davonrannte.

Die Hinrichtung war geschehen, das Gespräch darüber be-



172	171	170	169	168	167	166	165	164	163	162	161	160	159	158	157	156	155	154	153	152	151	150	149	148	147	146	145	144	143	142	141	140	139	138	137	136	135	134	133	132	131	130	129	128	127	126	125	124	123	122	121	120	119	118	117	116	115	114	113	112	111	110	109	108	107	106	105	104	103	102	101	100	99	98	97	96	95	94	93	92	91	90	89	88	87	86	85	84	83	82	81	80	79	78	77	76	75	74	73	72	71	70	69	68	67	66	65	64	63	62	61	60	59	58	57	56	55	54	53	52	51	50	49	48	47	46	45	44	43	42	41	40	39	38	37	36	35	34	33	32	31	30	29	28	27	26	25	24	23	22	21	20	19	18	17	16	15	14	13	12	11	10	9	8	7	6	5	4	3	2	1	0	km
-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

reits verstummt und alles wieder im gewohnten Gleise, da wurde dem Amtmann und Senator Abendroth gemeldet, im östlichen Revier des Amtes hause ein völlig verwilderter Mensch, der sich von Wurzeln, Kräutern, Muscheln und Krabben nährte, unter freiem Himmel in Moorgebüschen übernachtete und daran sei, zu verschmachten. Es wäre dies ein Bauernbursch, der mit dem Henker getrunken, der dadurch unehrlich geworden und, von seiner Familie, seiner Genossenschaft, ja von allen Dorfmarken ausgestoßen, als ein Geächteter fried- und rechtlos umherirre.

„Dumm Tüü! Dummes Zeug!“ schalt der Amtmann, ließ die beiden Schultheißen des Amtes kommen und beauftragte sie, für den armen Teufel zu sorgen und die Rückkehr zu seiner Familie zu bewirken. Die Schultheißen nahmen eine Brise nach der anderen, machten bedenkliche Mienen und erklärten schließlich rund heraus: das ginge nicht. Weder jenes jungen Menschen Unehrlichkeit noch dessen Austreibung sei rückgängig zu machen.

„Dumm Tüü, dumm Tüü!“ unterbrach sie wohl zehnmal der Amtmann. Vergebens stellte er den Schultheißen das Unmensliche solchen Vorurteils vor, vergabens bewies er ihnen, daß laut Reichsgesetz von 1731. § 894, Ziffer 2, das Unehrlichhalten solcher Personen, „die unwissend mit Henkern und Abbedern getrunken, gefahren oder gegangen“ seien, ausdrücklich verboten wäre, die Schultheißen blieben dabei, Volksstimme und Urteil ließen sich nicht ändern, und als der Amtmann Abendroth solches wieder mit „dumm Tüü!“ bezeichnete, da erwiderten sie: „Eure Hochweisheit haben ja selbst kürzlich geäußert und druden lassen, daß man Volksbräuche respektieren müsse.“

„Was soll denn aber aus dem armen Kerl werden?“ fragte der Amtmann.

„Was Gott will!“ entgegneten die Schultheißen und empfahlen sich rasch in dem Augenblick, als der Amtmann in Nachdenken versunken schien.

Der gar treffliche und humane Amtmann fand dann einen Ausweg. Er hatte mal gehört, daß im Mittelalter Soldaten, die irgendwie in Mafel gefallen und „unehrlich“ geworden waren, wieder „ehrlich“ gesprochen werden konnten. So traf er denn seine Anstalten, um dieses Verfahren auf den vorliegenden Fall anzuwenden. Zuerst wurde der halbverhungerte Sohn der Bildnis eingefangen und in das Gewahrsam der Riechbütteler Schloßwache verbracht. Dann befahl er für den nächsten Tag eine ganze Kompanie des Riechbütteler Bürgermilitärs samt der Fahne zum Schloß, zu der sich dann von selbst ehrbare Amtsbürger nebst der nie fehlenden neugierigen Schuljugend einstellten. Nun erschien der Amtmann, gefolgt vom Gerichtspersonal, worauf der „unehrliche“ Bauernbursche vom Polizeidiener herbeigeschafft wurde. Der arme Mensch zitterte wie Espenlaub, denn angesichts der Menge bewaffneter Krieger fuhr ihm der Gedanke durch die abgemagerten Glieder, er solle stracks erschossen werden. Der alte Aktuar las nun mit eintöniger Stimme ein Protokoll vor, worin dem Burschen zwar sein Verbrechen unwürdiger Gemeinschaft mit einem Henters knechte dargetan, jedoch unter der Annahme sinneverwirren der Berauschtigkeit und in billiger Anrechnung seines darauf ausgestandenen Elends sowie nach Erteilung eines gehörigen Verweises nunmehr genugsamer Grund zur Pardonierung vorhanden, ihn durch Fahnenchwenten ehrlich zu machen.

Von dieser ganzen Prozedur begriff der Bursche natürlich nicht das Geringste, und so erreichte seine Todesangst den Gipfel, als ihm befohlen wurde: „Knie nieder!“ Er schloß die Augen und folgte dem Befehl, und als er sie wieder öffnete, da spürte er ein wunderbares Wehen und Wallen — wie Adlersittige über sich. Erstaunt begleitete sein Blick die Bewegungen der Fahne, die der Fähnrich langsam und dreimal über ihm schwenkte.

„Stehe auf, mein Sohn“, sagte der Amtmann, „als ein ehrlicher Mann und bleibe fortan dessen eingedenk!“ Zur

Bestätigung seiner Worte reichte er dem Burschen die Hand. Aktuar und Schultheißen folaten diesem Beispiel.

Hiermit war der offizielle Akt beendet. Da der Amtmann sah, daß der Bursche die Geschichte immer noch nicht recht begriffen und scheu beiseite stand, auch daß die ausgestandene Angst in ihm nachwirkte, so ließ er aus dem Schloßkeller einen Pokal mit Wein kommen, trank daraus und gab ihn dem Burschen: „Nun hast du mit einem Ham-burger Senator getrunken, nun wird kein ehrlicher Mann sich weigern, wieder mit dir zu trinken.“

Und der Bursche trank in langen, durstigen Zügen. Nun traute er dem Zauber, der ihn aus tiefster Schmach wieder emporgehoben. Mit einem Freudenschrei sprang er in die Luft. Dann nahmen in zwei wiedergewonnene Freunde in die Mitte, der ganze Schwarm der Augen- und Ohrenzeugen schloß sich an, und so wurde der Bursche, der noch eben der allgemeinen Achtung verfallen gewesen, im Triumphzuge in sein Heimatdorf, in sein Elternhaus zurückgeführt.

In dem ganzen Verfahren offenbart sich die schöne Dent- und Handelsweise des uns ewig lieben Abendroth“, schließt der Riechbütteler Chronist seinen Bericht über jenen merkwürdigen Fall.

## Das Reich der Technik

### Jubiläen des Weltverkehrs.

Von Ernst Trebesius.

Die hundertjährige Schiffschraube. — Das erste Riesenschiff vor siebzig Jahren. — Sechs Jahrzehnte Sueskanal.

Wenn heute die Schiffe die Seereisen in ebensoviel Tagen zurücklegen, wie sie früher Wochen dazu benötigten, so verdanken sie dies verschiedenen technischen Errungenschaften des letzten Jahrhunderts. Zunächst ist als der größte schiffbautechnische Fortschritt aller Zeiten die Einführung der

Dampfkraft an Stelle der Windkraft zu nennen, da sie dem Schiffer unabhängig von der Richtung und Stärke des Windes machte. Eine Vervollkommenung des Dampftriebes stellte dann die Einführung der Schraube an Stelle des ungeschlachten Schaukelrades dar. Und als weitere wichtige Fortschritte sind schließlich noch die Einführung des Eisens im Schiffbau und der Bau großer Schiffsfahrkanäle zu verzeichnen. Die Schraube hatte eine bessere Ausnützung der Dampfkraft im Gefolge, das Eisen führte zu einer Steigerung der Schiffsfestigkeit und damit zum Bau immer größerer und schnellerer Schiffe, und der Bau der Kanäle für die Schifffahrtsweg selbst sehr bedeutend ab. Gemet



sam ermöglichten alle diese Fortschritte die eingangs erwähnte Verkürzung der Seereisen um ein Vielfaches der noch vor hundert Jahren üblichen Dauer.

Die Schiffschraube kann in diesem Jahre auf eine hundertjährige Vergangenheit zurückblicken. Etwa 30 Jahre lang hatte das dampfgetriebene Schaufelrad den Segelschiffen erfolgreiche Konkurrenz gemacht und vor allem auf den großen Flüssen Amerikas und Europas den Hauptvortritt an sich gerissen, als die erfolgreiche Einführung der Schraube durch Smith in England und Ericsson in Amerika eine weitere Umwälzung in der Schifffahrt herbeiführte. Beide waren freilich nicht die Urheber der Idee, die Schraube statt des Schaufelrades zu verwenden, da der Österreicher Joseph Ressel bereits 1829 ein Dampfschiff gebaut hatte, das durch eine zwischen Hinterkeulen und Steuer angeordnete Schraube fortbewegt wurde. Die Versuchsfahrt ergab zwar gute Resultate, doch setzte das Plagen eines Dampfrohres der weiteren Erprobung des neuen Antriebes ein Ziel, da die Behörde weitere Fahrten untersagte. Ressel erhielt zwar für seine Erfindung ein englisches und ein französisches Patent, doch gelangte seine Idee zunächst nicht weiter zur Anwendung. Erst 7 Jahre später trat der englische Land-

Tiefschiffbau und 27 400 Tonnen alle bisherigen Dampferbauten weit in den Schatten stellte, gestreckt. Der Schiffsrumpf wurde völlig aus Eisen hergestellt und nach dem Zellenknoten gebaut. Außer der äußeren Schiffshaut wurde im Innern in 90 Zentimeter Abstand ein aus 19 Millimeter dicken Platten gebildeter innerer Boden eingebaut, der mit Platten und Winkeln, den sogenannten Längspannen, mit der äußeren Schiffswand verstrebt wurde. Auf diese Weise ergab sich ein Doppelboden, der das Schiff auch bei Verletzung der Außenhaut trocken hielt. Die Maschinen- und Kesselräume wurden durch Längsschotten, und das ganze Schiffinnere durch zehn Querschotten gesichert. Diese Unterteilung des Schiffes in eine Anzahl wasserdichter Abteilungen erhöhte nicht nur die Festigkeit des ganzen Schiffskörpers, sondern sie schuf auch eine wesentlich höhere Sicherheit bei etwaigen Havarien des Schiffes. Besonders Interesse verdient der Antrieb dieses Riesenschiffes. Eine 4000pferdige Dampfmaschine trieb die Schiffschraube von 7,3 Meter Durchmesser und 12 Meter Steigung mit 39 minutlichen Umdrehungen an. Eine zweite Dampfmaschine von 3650 PS. wirkte auf die beiden seitlichen Schaufelräder, die den riesigen Durchmesser von 17 Meter aufwiesen und 11 Umdrehungen/Min. machten. Zehn Kessel lieferten den Dampf von der geringen Spannung von 1,6 Atm. Druck. Der Kohlenverbrauch war deshalb ungeheuer groß. Bei voller Maschinenleistung wurden täglich etwa 380 Tonnen verbraucht. Die Kohlenbunker fassten 10 000 Tonnen; das Schiff konnte also 27 Tage unter Dampf fahren. Sechs Masten mit ausgebreiteter Takelage sollten außerdem zur Ausnutzung des Windes dienen.

Nach siebenjähriger Bauzeit, bei der mancherlei unvorhergesehene Schwierigkeiten zu überwinden waren, wurde das großartige Bauwerk im September 1859 fertiggestellt. Am 17. Juni 1860 konnte der „Great Eastern“ die erste Fahrt von England nach Amerika antreten, wozu bei 14 1/2 Seemeilen größter Geschwindigkeit 11 Tage benötigt wurden. Die Fahrten nach Amerika mußten jedoch aus wirtschaftlichen Gründen bald aufgegeben werden, da es damals noch nicht möglich war, 6000 Tonnen Ladung und die große Anzahl Passagiere für jede Fahrt zusammenzubringen. Der „Great Eastern“, rein technisch betrachtet eine unvergleichliche Glanzleistung des damaligen Schiffbaues, in kaufmännischer Hinsicht jedoch ein Mißerfolg, wurde später zum Kabelleger verwendet, diente dann als Hulk und Kohlendepot und wurde schließlich nach drei Jahrzehnten auf Abbruch verkauft.

Als ein anderer Meilenstein des Weltverkehrs ist auch der Bau des Suezkanals zu betrachten, dessen Wichtigkeit schon vor fast dreitausend Jahren erkannt worden war. Unternahm doch schon Ramses der Große (1396–1328 v. Chr.) den Versuch, einen Wasserweg vom Mitteländischen zum Roten Meer herzustellen. Später tatsächlich gebaut und wieder in Verfall geraten, dann wieder hergestellt und darauf aus militärischen Gründen wieder verschüttet, hatte der alte Kanal schon ein recht wechselvolles Schicksal erlebt, als man endlich im Jahre 1859 dazu Schritt, den heutigen Suezkanal in Angriff zu nehmen. Ferdinand von Lesseps, damals französischer Vizekonsul in Alexandria, hatte sich mit ganzer Energie für den Bau des Kanals eingesetzt, dessen Ausführung an politischen Reibereien zwischen England und Frankreich immer wieder zu scheitern drohte. Zunächst mit 20 000 Fellahs, die damals Frondienste verrichten mußten, begonnen, wurden die Handarbeiten nach Aufhebung der Fronarbeit mehr und mehr durch die Maschine ersetzt. Außer den großen technischen und gesundheitlichen Schwierigkeiten, die sich dem Bau entgegenstellten, galt es auch verschiedene finanzielle Krisen zu überwinden, ehe der Kanal nach zehn-jähriger Bauzeit am 16. November 1869 in Gegenwart zahlreicher Fürsten, Würdenträger und Kriegsschiffe mit rauschenden Festlichkeiten eröffnet und dem Verkehr übergeben werden konnte.

Der Suezkanal hat in der Folge eine außerordentlich hohe Bedeutung für den Weltverkehr erlangt. Die Verbindung Europas mit Ostasien und Australien hat durch ihn eine so große Abkürzung erfahren, daß Schnelldampfer etwa 2 bis 3 Wochen und Frachtschiffe 4 bis 5 Wochen schneller ans Ziel gelangen, als auf dem Seewege um Afrika herum. Entsprechend dieser riesigen Verkürzung des Seeweges, die z. B. zwischen Amsterdam und Bombay rund 7000 Seemeilen beträgt, ist der Verkehr auf dem Kanal von Jahr zu Jahr beträchtlich gestiegen. Im vergangenen Jahre wurde er von 6084 Schiffen passiert, was auf einen Tag rund 17 Fahrzeuge ausmacht. Ein Seefahrer hat den hohen weltwirtschaftlichen Wert des Suezkanals treffend gekennzeichnet mit dem Ausspruch: „Christoph Columbus hat einen Seeweg nach Indien gesucht, Vasco de Gama hat ihn gefunden, Ferdinand von Lesseps aber hat einen solchen geschaffen.“

Da die Handelsbeziehungen zwischen England und Ostindien schon in jenen Zeiten recht bedeutende waren und eine ständige Steigerung verhiessen, kam der bereits erwähnte Brunel auf die Idee, ein eisernes Riesenschiff zu bauen, das imstande sein sollte, seinen Kohlenvorrat für Hin- und Rückfahrt bei sich zu führen. Um die Stampfwegungen des Schiffes möglichst niedrig zu halten, schien es außerdem wünschenswert, die Schiffslänge so groß zu wählen wie die Länge der größten Ozeanwellen. Aus diesen Erwägungen heraus schuf Brunel die Pläne für den Riesendampfer „Great Eastern“, der nach der Fertigstellung als eines der kühnsten Bauwerke des 19. Jahrhunderts das größte Aussehen in der ganzen Welt erreichte. Im Jahre 1852 wurde auf der Werft von Scott Russell in Millwall bei London der Kiel zu diesem Ozeanriesen, der mit 207 Meter Länge, 25 Meter Breite, 17,7 Meter Raumtiefe, 9,14 Meter